

Hamburg, der FC St. Pauli und die Volkskunde

Schmidt-Lauber, Brigitta

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Schmidt-Lauber, B. (2019). Hamburg, der FC St. Pauli und die Volkskunde. *Hamburger Journal für Kulturanthropologie*, 10, 73-77. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:18-8-14375>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-SA Lizenz (Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-SA Licence (Attribution-ShareAlike). For more Information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

HAMBURG, DER FC ST. PAULI UND DIE VOLKSKUNDE

Brigitta Schmidt-Lauber

In einer reflexiven Disziplin wie der ›Volkskunde‹ – wie ich gemäß meiner in Hamburg erworbenen Venia Legendi das Fach, das ich unterrichtete, nach Längerem nun mal wieder nenne¹ – spielt die Auseinandersetzung mit dem Weg und dem persönlichen Bezug zu Forschungsthemen eine große Rolle. Dazu möchte ich eine Geschichte über ein Forschungsprojekt am Hamburger Institut für Volkskunde erzählen, das in einer Pressekonferenz von und mit Studierenden und in einem Verkaufsschlager des LIT Verlages mündete: Es geht um das studentische Projektseminar ›FC St. Pauli. Zur Ethnographie eines Vereins‹, das ich in bester Erinnerung habe.

Nicht etwa Fußballbegeisterung war es, die mich im Sommersemester 2002 das Thema einer Lehrveranstaltung wählen ließ. Im Gegenteil, waren mir die lautstarken, öffentlich Bier trinkenden, mit Schals behangenen und kutentragenden Fans, die grölend in der U-Bahn oder fahnenschwingend auf der Autobahn Aufmerksamkeit auf sich ziehen, ein Graus. Ich konnte nicht nachvollziehen, was so spannend daran sein sollte, 22 Typen dabei zuzuschauen, wie sie sich ins Schwitzen bringen, Blessuren und Frustrationen einholen oder sich über so etwas Blödes wie ein rundes Leder im Eck ergötzen. Stereotype Bilder und Vorurteile prägten meinen Blick. Wieso es dann trotzdem und sogar mit sehr viel Lust und Elan zu diesem Projekt kam, ist nicht nur eine Bestätigung für Robert K. Mertons und – in Folge auf empirische Kulturanalyse bezogen – Rolf Lindners Serendipity-Plädoyer, sondern auch charakteristisch für eine ethnographische Arbeitsweise, die sich von Ereignissen in der Umgebung und Zeit inspirieren und leiten lässt.

In meinem Fall kam es so: Zufällig war ich gemeinsam mit meinem Freund abends auf dem Kiez unterwegs, wie ›man‹ eben so in der Lebensphase der 20er und 30er Jahre seine Abende verbringt, als wir auf dem Heiligengeistfeld in eine feiernde Menschenmasse gerieten: Sympathisch wirkende junge und alte Menschen, Männer, Frauen und ein paar Kinder, die in ausgelassener Stimmung auf etwas zu warten schienen. Rasch erfuhren wir, dass sie auf die Mannschaft des FC St. Pauli warteten, der ganz in der Nähe sein inzwischen modernisiertes Millerntor-Stadion hat. Es dürfte der 20. Mai

1 Seit meiner langen und prägenden ›Hamburger Zeit‹ habe ich an Instituten mit stets anderen Namen gelehrt, was freilich auch auf den eigenen Sprachgebrauch abfärbt. Neben dem ›Institut für Volkskunde‹ waren dies das ›Institut für Kulturanthropologie/Europäische Ethnologie‹ (Göttingen) und nun ›Institut für Europäische Ethnologie‹ (Wien). Die unterschiedlichen hochschulpolitischen Kontexte an verschiedenen Universitäten und in verschiedenen Ländern sind ein wesentlicher Grund für die Schwierigkeit, sich auf einen einheitlichen Namen zu verständigen – gerade für Fächer im inzwischen weit gewordenen Feld der Kulturwissenschaften.

2001 gewesen sein, als der Zweitligist FC St. Pauli als Sieger vom letzten Auswärtsspiel gegen den 1. FC Nürnberg heimkam und damit als drittplatzierten Club der 2. Liga den Aufstieg in die 1. Bundesliga besiegelte. Eine begeisterte Menge feierte mit ›ihren Jungs‹, die sich dann bald zum Greifen nah, bestens gelaunt und in sichtlicher Trink- und Singfreude unter die Menge mischten. Die fröhliche Atmosphäre dieser spontanen öffentlichen Feier sprang schnell auch auf uns über und weckte meine Neugierde gegenüber einer Welt, die mir fremd war. In der nächsten Institutsversammlung, in der wir über die Lehre für das folgende Semester entschieden, brachte ich den Vorschlag ein, ein Seminar über die Fankultur des FC St. Pauli anzubieten. Möglich, dass es – wie bei solchen Themen nicht selten – ein mildes Lächeln oder tolerante Skepsis ob des trendig-popkulturellen Feldes gab, aber ich bekam den Zuschlag und machte mich im kommenden Semester mit einer engagierten Gruppe von Studierenden zusammen auf den Weg, in einem mehrsemestrigen Studienprojektseminar die Fankultur des FC St. Pauli und den Fußballverein zu ethnographieren. Wir erwischten eine besonders ereignisreiche Phase der Vereinsgeschichte: Der Underdog der Liga, wie Fans den Club gerne und nicht ohne Stolz als Form eines Aufbegehrens gegen das Establishment positionier(t)en, hatte endlich (wieder) den Sprung in die 1. Bundesliga geschafft. Doch gab er dort nur ein kurzes Gastspiel: Wir erlebten das glücklose Treiben der Mannschaft in der 1. Liga von ganz verschiedenen Orten des damals maroden Millerntor-Stadions aus. Auch in den beiden folgenden Spielsaisons gönnte ich mir eine Dauerkarte und konnte oder musste beobachten, wie der FC St. Pauli den Abstieg in die zweite und schließlich den direkten Durchmarsch bis in die Regionalliga antrat, wo er sich ab der Spielsaison 2003/04 einreichte. Noch eine andere, lokale Sensation ereignete sich im Untersuchungszeitraum: Der Schauspieler und Regisseur Corny Littmann, Besitzer des Schmidt Theaters auf der Reeperbahn, wurde in dieser Zeit (genau genommen am 25. Februar 2002) zum Präsidenten des Fußballvereins gewählt und verkörperte so etwas wie ein lebendes Oxymoron: Der exzentrische schwule Schauspieler spielte die Rolle eines Fußballclubpräsidenten, wiewohl gerade dieser Sportart bekanntlich ein ganz besonderes Gender-Bias, spezifische Geschlechterrollen und sogar eine ausgeprägte Homophobie zugeschrieben werden. Männliche Fußballrepräsentanten evozierten und evozieren eigentlich andere Figuren und Typen. Aber Corny, wie auch wir ihn alsbald nannten, spielte die Rolle auf seine Weise und nicht ohne Erfolg.

Wir Volkskundler*innen, Ethnolog*innen und empirische Kulturwissenschaftler*innen kennen es nur zu gut, anderen Menschen gegenüber erklären zu müssen, was wir überhaupt tun und sind. Erklärungsbedarf sah auch das Finanzamt, das mir das Absetzen der Dauerkarte als beruflich bedingte Kosten zunächst süffisant verwehrte. Erst nach Vorlage des aus dem Projekt entstandenen Buches ›FC St. Pauli. Zur Ethnographie eines Vereins‹ erkannte die zunehmend freundliche Dame im Amt meine Ausgaben als steuerlich absetzbar an und beglückwünschte mich nunmehr geradezu neidisch zu

meiner Arbeit.² So einen Job wünscht sich sicher nicht nur der Fiskus. Aber selbst innerhalb der eigenen Community wird das Forschungsfeld beäugt und zu popkulturellen Phänomenen wie Fußball arbeitende Kulturwissenschaftler*innen bekommen mitunter bezeichnende Reaktionen zu spüren: Ein Forschungsfeld wie dieses wird als ›nicht so relevant‹ oder – noch öfter – als Ausdruck persönlicher Vorlieben und Hobbies, welchen zu höheren Weihen verholphen werden soll, abgetan. Die kompetitive Hierarchisierung von Forschungsthemen, die aus solchen Reaktionen spricht, ist aktuell – nicht ohne moralische Aufladung – besonders intensiv zu beobachten. Aber das ist eine andere Geschichte. Jedenfalls war die Wahl des Forschungsfeldes zunächst bei mir ganz gewiss nicht Ergebnis einer persönlichen Vorliebe, wie ich oben schon schrieb. Aber ich gebe zu, dass ich mich nicht ohne zunehmende Begeisterung den fremden Welten des Fußballs, des FC St. Pauli und seiner Fankultur widmete, schließlich tatsächlich eine Zeitlang auch selbst gerne und nicht nur notgedrungen die Sportschau verfolgte und bis heute meinen 14-jährigen Sohn – solange ich das noch darf – begleite, wenn es ihn ins Stadion zieht. *Going native* ist das in meinen Augen trotzdem noch lange nicht. Fußball stellt vielmehr eine neue Welt neben vielen anderen dar, in die ich im Laufe meiner wissenschaftlichen Biografie eingetaucht bin, und die Spuren hinterlassen hat.

Ethnographische Forschung, die sich nicht vom Feld und Gegenstand berühren lässt, ist mir schwer vorstellbar, wenn nicht ein Widerspruch. Begeisterung und Enttäuschung – wie in einem so emotional aufgeladenen Feld wie dem Fußballspiel – miterleben und darüber nachvollziehen zu können, das erfordert auch ein Verstehen-Wollen. Dabei ist nicht nur Wissen über die Grammatik des Fußballspiels mit seinen Regeln und Taktiken vonnöten, um das Geschehen zu verstehen oder gar Gefallen an ihm finden zu können. In der konkreten Praxis formt sich das Spiel zu ästhetisch, strategisch und körperlich verschiedenen Stilen oder auch sprachlich benannten Spielsystemen wie das ›Catenaccio‹, die das geschulte Auge sukzessive erkennen lernt. Geläufig sind uns die Unterscheidungen ›nationaler‹ Spielstile und Techniken in der Medienberichterstattung, die mal als ›tänzelnd‹ oder ›schön‹, mal als ›konzeptlos‹ oder ›defensiv‹, mal als ›Direktspiel‹ beschrieben werden und vom englischen, deutschen oder brasilianischen Fußball berichten, auch wenn längst berechtigte Zweifel an der ›Reinheit‹ solcher Stile bekundet wird. Das Adjektiv ›national‹ stößt noch in anderer Hinsicht auf, zumal gerade der Fußballsport auf internationaler Ebene inhärente Widersprüchlichkeiten offenbart, wie die bereitwillige Anerkennung und Zuteilung von Staatsbürgerschaften und Aufenthaltstiteln anzeigen. Darin manifestieren sich (sport-)politische Interessen einer ungleichen Zugehörigkeitspolitik.³

2 Nicht Pfennigfuchserie motivierte mich zu diesem Eintrag in der Steuererklärung, sondern das Interesse, ethnographischer Forschung den Status der ›(Lohn-)Arbeit‹ zu verschaffen.

3 Bei herausragenden sportlichen oder künstlerischen ›Leistungen‹ erfolgt die Vergabe von Staatsbürgerschaften auffällig freigütig und unproblematisch – eine *policy*, die

Aber es gibt längst nicht nur die Spieler, Trainer und Medien, die ein Spiel formen. Das Spektakel ist nicht nur durch die Kunst des Dribbelns und des Kopfballs bestimmt, sondern auch und maßgeblich durch das Agieren der laut ihr Repertoire an Liedern singenden, Fahnen schwingenden, sich zu La-Ola-Wellen formierenden und Schlüsselbund rasselnden Fan»gemeinde« – um am Rande auf die etablierte religiöse Metaphorik für das Fußballspiel zu verweisen. Auch wir Ethnograph*innen lernten im und von dem Feld, uns adäquat in die Welle einzureihen und die Schlüssel an der richtigen Stelle zu zücken. Dabei wäre es auch in diesem Feld weit verfehlt, von einer homogenen Fankultur zu sprechen. Im Gegenteil offenbart auch das Millerntor-Stadion eine spannende Sozialtopographie der Fankultur, die – weit mehr als durch die Geschlechtszugehörigkeit – nach Logiken wie Alter und Lebenssituation, Motivation des Besuchs oder des Fan-Seins, nach verschiedenen Praktiken der Reaktion auf das Spiel oder der einstudierten Choreografie als Teil des Spiels strukturiert ist und auf gewisse Weise auch die Sozialtopografie Hamburgs in den verschiedenen Blöcken des Millerntor-Stadions widerspiegelt. Dass dabei ein Ringen um den Status des »wahren Fans« zu beobachten ist und die Legitimität, einen solchen für sich zu beanspruchen, an den verschiedenen Steh- und Sitzplätzen unterschiedlich zugesprochen wird, ist nur ein Hinweis, wie sehr auch in diesem Feld Aushandlungsprozesse und soziale Konflikte ausgetragen und soziale Hierarchien produziert werden.

Möglicherweise sensibilisiert ein Feld wie dieses auch in besonderem Maß für die Potenziale einer Sinnesethnographie und unterstreicht die Relevanz, auch Umweltfaktoren wie das Wetter, Geräusche oder Gerüche als Atmosphärogestalter und Co-Aktanten des Spielspekakels zu gewichten. Düfte von Bratwurst und Bier erhalten hier ganz andere atmosphärische Qualitäten und Bedeutungen als in der U-Bahn. Klänge wie die der Fußballlieder erscheinen nicht länger als unprofessionelles Gegröle, das in den Ohren weh tut, sondern mutieren zu Stimmungsreglern des Geschehens. Und auch das Wetter ist – gerade im hohen Norden – ein stetiger Begleiter und Befindlichkeitsbarometer, auf den und das es sich einzustimmen heißt. Nicht selten habe ich mich wie eine aufgeblasene Michelin-Figur gefühlt, wenn ich im Winter mit mehreren Schichten Kleidung übereinander die Fußballstunden stehend oder sitzend im Freien verbracht habe. Das interessiert kulturwissenschaftlich nicht als persönliche Erfahrung, sondern weil starke Sinneseindrücke auf Aspekte des Geschehens aufmerksam machen und so zusätzliche Dimensionen des Spiels aufzudecken vermögen.

das oftmals vergebliche Ringen um positive Asylbescheide für Menschen in existenziellen Notlagen dramatisch als Ausgrenzungsstrategie vor Augen führt. Dabei ist solch ein Messen mit zweierlei Maßstab bei der Anerkennung legitimer Zugehörigkeit nicht nur ein juristisch-politischer Akt, sondern auch eine alltagskulturelle Praxis. Auf dem Platz werden Spieler ungeachtet ihrer »Herkunft« und Sprachkompetenz etc. von ihren Fans possessiv als »unsere Jungs« bejubelt, ohne einen logischen Widerspruch darin zu sehen, dass sie in anderen Kontexten selbstverständlich als »Türke«, »Kroatin«, »Jugo« oder »Afrikaner« verortet werden.

Um die Bedeutung des Ereignisses für die mithandelnden Zuschauenden zu erfahren und fassen zu können, ist jedenfalls ein Einlassen aufs Feld und seine Dynamik gefragt beziehungsweise gefordert. Die dabei wirksame Empathie, die im Falle von Fankulturen auch eine Fähigkeit erfordert, sich begeistern lassen zu können, ist nicht automatisch mit Sympathie gleichzusetzen. Das wissen wir besonders aus politisierten und strittigen Untersuchungsfeldern, zu denen wir eine abweichende Haltung einnehmen. Aber ganz ehrlich: Auch wenn Fußball mein beziehungsweise unser Hobby gewesen wäre, wäre das Ergebnis nicht weniger (und auch nicht mehr) wert. Kennzeichnend für ethnographische Forschung bleibt in jedem Fall, den Weg zum Feld und zum Thema sowie die In-Bezug-Setzung zu ihm zu reflektieren und in die Analyse einzubinden.

Die Botschaft der Geschichte fällt damit ethnographisch aus: Eine Erfahrungswissenschaft wie unsere erfordert Offenheit gegenüber gesellschaftlichen Phänomenen und Ereignissen um uns herum und bietet darüber hinaus die Chance, sich immer wieder aufs Neue überraschen und von Unerwartetem in den Bann ziehen zu lassen, um Erkenntnisse zu gewinnen. Zwischen meinen beruflich-biografischen Stationen und meinen Forschungsthemen gibt es jedenfalls einen deutlichen Zusammenhang. Dass uns Themen auch zu begeistern vermögen, wiewohl sie uns zunächst fremd sind, ist ein nicht so schlechtes Nebenprodukt ethnographischer Forschung und Neugier – finde ich.



Prof. Dr. Brigitta Schmidt-Lauber
c/o Institut für Europäische Ethnologie
Universität Wien
Hanuschgasse 3
A – 1010 Wien
brigitta.schmidt-lauber@univie.ac.at